

Der Olfaktorius in der Kunst

Karlheinz Schmid über ein vernachlässigtes Phänomen



Wolfgang Georgsdorf: Duftorgelkino „Smeller 2.0“

Foto: georgsdorf.com

Wer jemals an einer Aktion des österreichischen Orgien-Mysterien-Meisters Hermann Nitsch teilgenommen hat, weiß es: Der Geruch zertretener Tomaten wirkt abstoßender als die olfaktorische Wahrheit, die sich freisetzt, wenn das Blut frisch geschlachteter Rinder aufgefangen wird. Andererseits gelingt es manchen Künstlern, in künstlichen Prozessen eine Aufmerksamkeit für ihr Werk zu erzeugen, die sich einzig einer natürlichen Erfahrung verdankt, dem Gestank. Bestes Beispiel ist zweifellos die „Cloaca“-Maschine des Belgiers Wim Delvoye, ein Verdauungsapparat, den der Künstler nach mehrjähriger Forschungsarbeit mit Wissenschaftlern auf Tournee schickte.

Überhaupt scheint die Simulation eine wesentliche Rolle zu spielen, wenn es um das Riechen und die diversen Möglichkeiten geht, das Wahr-

nehmungsganzen zu überlisten. Ein kompletter Industriezweig erzeugt Düfte unterschiedlichster Art. Und weil alle Welt gut riechen will, besprüht der Mensch seine Räume und, verkaufsfördernd, längst selbstverständlich seine Waren, obendrein sich selbst und die komplette Verwandtschaft sowie Freunde und Feinde. Artificielle Geruchsmoleküle, wohin die Nase schnuppert. Und dann, logisch, zudem die ohnehin zwangsläufig im öffentlichen und privaten Umfeld vorhandene Duftpalette – von fruchtig bis faulig, von süß bis beißend, von minzig bis chemisch.

Gleichwohl fällt auf, dass die Gerüche in unserer Gesellschaft noch lange nicht jene Bedeutung haben, die etwa dem Geschmack zugebilligt wird. Lieber Dünsten als Ausdünsten, so scheint es. Während allerorten, immer wieder auch in der KUNSTZEITUNG, über Gaumenfreuden philosophiert wird, präzise Analysen entstehen, wie

Aromen wirken oder eine Textur, welche Kerntemperatur anzustreben ist, fehlt neben dieser allmählich zunehmenden „Kulinarischen Intelligenz“ (Jürgen Dollase) bereits das Basiswissen aus dem Riechsinn-Reich. Ob es, Achselhöhlen-Paranoia, daran liegt, dass die Angst vor körpereigenen Gerüchen und daraus entstehender Peinlichkeiten eine unbelastete Auseinandersetzung verhindert? Ob eine überwiegend saubere, wohlriechende Gesellschaft allenfalls Parfüm- oder Räucherstäbchen-Marken promoten mag, weil jede weitere Beschäftigung mit dem Thema automatisch, Dialektik pur, in die Niederungen schlechter Luft führt?

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang, dass sowohl in der Literatur als auch in der bildenden Kunst eher schmutziges Vergnügen als reinliche Sinnlichkeit gemeint ist, wenn Schriftsteller oder Maler, was ohnehin seltener vorkommt, als akustische oder visuelle Phänomene zu berücksichtigen, Gerüche thematisieren. Selbst im Maler-Atelier, wo manche Galeristen oder Sammler lustvoll zum Terpentin-Schnüffler werden könnten, sind die Urheber oder Verursacher zurückhaltend. Kurt Schwitters beklagte sich, anno 1921, vehement darüber, dass „Ölfarben wie ranziges Fett riechen“, und auch den Temperfarben konnte er nichts abgewinnen: „Sie stinken wie faule Eier“.

Die Zahl der bildenden Künstler, die olfaktorische Eindrücke des Alltags wie optische oder haptische ins eigene schöpferische Handeln ziehen, ist klein. Natürlich schnuppert die Performerin Lili Fischer an den Gewürzen, natürlich hat der Aktionskünstler FLATZ irgendwann aus Männer-Schweiß und einem Motorrad-Ölgemisch einen Stinkeduft erzeugen lassen – wie der Fotograf und Modepapst Karl Lagerfeld den Geruch von bedrucktem Papier in den Flacon leiten ließ, doch alles in allem tut sich da nicht viel. Jeder Impuls verduftet schnell. Ganz so, als könne eine solche Geruchsarbeit einen üblen Nachgeschmack erzeugen, die Kundschaft vertreiben, als bestünde Gefahr, zum Parfümeur zu mutieren, obwohl höhere Weihen möglich seien, richtige Kunstpreise etwa oder, wenigstens, satte Preiskunst in den Auktionsälen.

In den Museen scheint die Bereitschaft, sich dem Geruchssinn zu widmen, kaum stärker ausgebildet zu sein. Allenfalls Museumspädagogen mit evolutionsbiologischen Kenntnissen trauen sich gelegentlich, über Anziehung und Abstofung zu referieren, wenn sie mit ihrer Besuchergruppe vor Bildern Alter Meister stehen und entblößte Achselrösen anregen, von der stimulierenden Kraft der Körpergerüche in Paarbeziehungen zu schwadronieren. Ansonsten diesbe-

züglich wenig los im Kunstbetrieb; zuletzt, vor zwei Jahrzehnten, widmete sich die Bundeskunsthalle in Bonn dem vernachlässigten, völlig unterbewerteten Geruchssinn per Kongress und Duftgarten von Klaus Barth. Schon damals, im Juni 1994, forderte ein Podiumsteilnehmer die „Rehabilitation des Geruchs“.

Das ist zweifelsfrei im Sinne des wohl bekanntesten Duft-Experten unter den Künstler, Carsten Höller, Jahrgang 1961, der von Mitte der Achtziger an, sieben Jahre lang, an der Universität in Kiel den Forschungsschwerpunkt „Evolutionäre Verhaltensökologie und Kommunikation über Duftstoffe bei Insekten“ verfolgte. Höller, documenta-Teilnehmer 1997, hielt damals in Bonn einen „Geruch und Gehorsam“-Vortrag (mit anschließender Odorama-Präsentation), der voller überraschender Erkenntnisse steckte (etwa in Bezug auf den weiblichen Zyklus-Verlauf bei Männer-Kontakt; ersatzweise per „Wattebausch mit Männerachselgeruch“ getestet).

Der Künstler und Wissenschaftler in Personalunion taucht zwar als Typus immer häufiger auf, doch auf dem Tätigkeitsfeld der Gerüche eher noch selten. Aber es gibt sie, die Artisten, die beispielsweise mit dem Vakuumsauger arbeiten, um zu bewahren, was ihnen Mitmenschen, Natur und Technik bieten. Die Norwegerin Sissel Tolaas, in Berlin zu Hause, verfügt über ein riesiges Duft-Archiv mit rund 7000 Proben. Vor anderthalb Jahren lieferte sie für das Militärhistorische Museum in Dresden ein Odeur, das in diesem Haus unvergänglich bleibt, weil sich immer wieder einzelne Besucher übergeben mussten: Tolaas hatte im Auftrag der Museumsleitung eine

äußerst ungewöhnliche Aufgabe gelöst, nämlich einen Geruch herzustellen, der an ein Schlachtfeld des Ersten Weltkrieges denken lässt.

Wohlriechend dagegen jene Dufttunnel, die Olafur Eliasson, Berlin/Kopenhagen, für den Botanischen Garten in Gütersloh und für die Autostadt in Wolfsburg entworfen hat. Und heiter eine olfaktorische Intervention von Robert Jelinik, Wien, der anlässlich der Euro-Einführung auf frisch gedruckten Banknoten (10 Euro) den Geruch des österreichischen Schilling auftragen ließ. Wo und wie es nun weitergeht mit der Kunst und dem Geruch? Vielleicht dort, wo über April-Scherze wie „Google Nose“, einer vermeintlich vorhandenen Duft-Suchmaschine, oder die Rekonstruktion und Platzierung von Düften hinaus Geruchsfolgen komponiert werden können.

In der Linzer Ausstellung „Sinn-rausch“ wurde 2012 ein „Smeller“-Prototyp vorgestellt, den der Erfinder und Künstler Wolfgang Georgsdorf mit einem Experten-Team aus Parfümeuren, Designern und Klimatechnikern entwickelt hatte. Gerüche in einem Raum zu verteilen, sie wieder verschwinden zu lassen, ja, sie virtuos wie Töne in schneller Abfolge einzusetzen, „Smellodies“, das ist möglich und gestattet eine Raum-Manipulation sondergleichen. Alles nur noch eine Frage der Zeit, bis wir – neben dem Besuch von Ausstellungen und Konzerten, der Wahrnehmung von Bild und Ton – einen Abend lang eine „Sinolfie“ genießen. So nennt Georgsdorf, der vor kurzem seinen ersten Geruchsfilm fürs Kino präsentierte, ein von ihm verfasstes Geruchsstück, in direkter Anlehnung an Sinfonien in der Musik.



Wolfgang Georgsdorf: Duftorgelkino „Smeller 2.0“

Foto: georgsdorf.com

Karel Malich

Cosmic

30/3-25/5/2014

LUDWIG MUSEUM
an der Deutschherrenstraße Koblenz

Danziger Platz 56068 Koblenz, Tel.: 02 81-30 40 48, www.ludwigmuseum.org

1514

MACHT
GEWALT
FREIHEIT

DER VERTRAG ZU TÜBINGEN
IN ZEITEN DES UMBRUCHS

Zur Ausstellung erscheint eine umfassende Katalogpublikation (512 Seiten) zum Sonderpreis während der Ausstellung von 29,80 €.

KUNSTHALLE TÜBINGEN

8. März bis 31. August 2014

täglich geöffnet (außer Montag – auch Oster- und Pfingstmontag)
10–18 Uhr, Di. 10–20 Uhr
Tel.: 0 70 71 / 96 910
www.kunsthalle-tuebingen.de

Baden-Württemberg Stiftung